Nummer 148 Donnerstag, 28. Juni 1923

Berliner Familien-Zeitung

Die Flucht zu den Menschen

ROMAN VON HENNING DUDERSTADT

[9. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Sie werden Geschäfte zu machen suchen, was für einen einzelnen Mann ungemein schwierig ist. Es wird nichts dabei herauskommen. Es wird bös für Sie aussehen. Das Eine werden Sie mir zugeben: Queenbar und Palais de Paris, Langusteschuze und Destinndiele sind für das Einkommen eines sogenannten ehrlichen Mannes in unserer Zeit auf die Länge ganz unerschwinglich. Was bleibt Ihnen übrig, Herr Toppidi, als im Stumpfsinn des Spießers Anker zu werfen und Ihre augenblickliche Lebensart aufzugeben? Und das wäre ein Jammer. Sie spielen Ihre Rolle ganz ausgezeichnet!"

„Beantworten Sie mir nur eine Frage, Herr Meyer-Gaewernoh: Warum zerbrechen Sie sich meinen Kopf?"

In der Tat: Hier war jemand aus der Dunkelheit der Großstadt in das Leben Karl Alfred Toppidis eingetreten, der für ihn nachdachte. Und das Schlimmste war, daß fast alles, was dieser Mensch ihm erzählte, auch stimmte. Der Propagandist der Manuela hatte in den letzten sechs Wochen mehr Geld ausgegeben, als zuvor in sechs Monaten. Das Bankkonto, das er in der Hauptsache aus seinen schriftstellerischen Nebenverdiensten gespeist hatte, litt von Woche zu Woche bedrohlicher an Auszehrung. Gewiß konnte er durch Vielschreiberei seine Einkünfte steigern, doch lange nicht in dem notwendigen Ausmaß. Die Pleite mußte mal kommen, wenn er so weiter lebte.

Aber das Eine blieb rätselhaft: Worauf wollte der Kerl aus der Malepartusstraße hinaus? Karl Alfred konnte doch unmöglich Schmiere stehen, wenn der andere stehlen ging!

„Warum ich mir Ihren Kopf zerbreche?" Meyer-Gaewernoh nahm einen tiefen Zug aus der Zigarette. „Weil ich einen Plan habe, durch den uns beiden geholfen ist. Ich bin im vorigen Jahr noch mit vier Monaten Knast bestraft worden; mit Hehlerei alle geworden! Sie wissen doch, was Allewerden heißt? Gefaßt werden! Das können Sie schon bei Hans Hyan nachlesen. Warum ich auflief? Weil ich allein stand! Keine Beziehungen zu den richtigen Stellen. An den verkehrten Geschäftsmann geraten. Gestohlene Ware. Anzeige. Staatsanwalt. Ich war lackiert, die Diebe haben sie bis heute nicht. Man verrät sich nicht untereinander."

Karl Alfred sah in eine neue Welt. Interessant zum mindesten, diese Sorte Menschen, die alle Brücken hinter sich abgebrochen hatten!

Meyer-Gaewernoh fuhr fort. „Man muß die Sache großzügig organisieren, man ist nicht umsonst bei den Preußen gewesen!" Er wurde lebhafter. „Mein Plan ist der: Ich habe die Verbindung nach unten, ich bin in jedem Verbrecherkeller zuhause, ich erfahre von tausend gedrehten Dingern, und man geht leer aus, weil man keine Beziehungen hat, die Sachen zu verscheuern. Ihre Gruppe, harmlose Europäer, Männer mehr oder weniger in Amt und Würden, hat die Verbindung nach oben. Leitet die Sachen weiter, ganz harmlos, günstige Gelegenheitskäufe. Ihnen glaubt man alles, mir gar nichts. Der ganze Betrieb völlig geschäftsmäßig. Mit Buchführung, Gewinnbeteiligung, direktem Ankauf durch Sie, ganz wie Sie wollen. Absolut reelle Geschichte."

Der junge Mensch nahm das Einglas aus dem Auge und sah Toppidi fragend an. Er hatte sich in Feuer geredet, ganz befangen in den eigenen Plänen und Projekten.

„Reell ist gut", sagte Karl Alfred und lächelte.

„Selbstverständlich sind wir untereinander reell." Meyer-Gaewernoh war fast gekränkt. „Wir unter uns betrügen uns nicht. Ihnen will die ganze Sache phantastisch scheinen. Sie ruht mit allen vier Füßen auf festem Boden. Sie sind nicht der Erste, mit dem ich spreche. Der Laden steht. Ich habe Mitarbeiter, über deren Zivilberuf Sie staunen würden. Natürlich ist das Geschäftsgeheimnis. Nur noch zu kleinlich ist der ganze Betrieb. Man will höher hinaus, man will endlich in wirklich geordnete Verhältnisse."

Toppidi schüttelte ganz leicht den Kopf. Dieser Mensch da drüben sprach über alle die Dinge, die der Staat mit Gefängnis und Zuchthaus ahndete, wie ein Gastwirt, ein Bäckermeister, ein Rechtsanwalt über Sorgen und Hoffnungen ihrer ehrsamen Berufe sprechen. Ja, dieser Mensch machte ihm, dem wohlbestallten Manne, der bisher allenfalls auf den Pfaden des Leichtsinns, immer aber auf der breiten Straße der Bürgerlichkeit gewandelt war, Vorschläge, deren Annahme ihn innerhalb von vierzehn Tagen hinter schwedische Gardinen bringen konnte. Und das Tollste war: Er selbst stand nicht auf und ging, sondern wußte nicht, ob er Ja oder Nein sagen sollte!

Der andere ihm gegenüber wartete offensichtlich auf eine Entscheidung: Mit stummer Frage, doch drängendem Blick der rastlosen Augen saß er da.

Und Karl Alfred tat, was seit Wochen das A und O seiner Handlungen gewesen war: Er ging um die Antwort herum, er drückte sich, er suchte nach einem Seitenausgang, anstatt gradeaus zu gehen und so oder so zu entscheiden. Und es entsprach nur seiner ganzen dekadenten, innerlich haltlosen Lebensart, wenn er auch jetzt wieder auswich, sich anklammerte an das: „Nur nicht nachdenken, nur nicht überlegen!", erst zwei neue Schnäpse bestellte und dann, plötzlich wieder selbstbewußt, sagte: „Sie erzählen mir hier Pläne, Sie machen mir Anträge, ohne mich jemals gekannt zu haben, und ich brauche Ihre eigenen Worte nur dem nächsten Sipomann zu sagen, um Sie festnehmen zu lassen. Haben Sie sich denn das nicht überlegt?"

Der hagere Mensch schlug sich mit der Hand auf den Schenkel, lachte lebhafter als je am ganzen Abend, rief erst „Prost", trank seinen Schnaps in einem Zuge, bestellte seinerseits und meinte, dann wieder ernst geworden: „Herr Toppidi, wenn man in meinem Beruf etwas lernt, so ist das Menschenkenntnis. Daß Sie mich nicht verpfeifen, habe ich Ihren Augen gestern abend schon angesehen. Gestehen Sie es doch ein: Meine Ansichten über das Leben sind Ihnen im Grunde sympathisch, und wenn Sie mir heute noch nicht zustimmen, vor allen Dingen meinem Konzern noch nicht beitreten, geschieht dies nur, weil bei Ihnen wie bei jedem, der plötzlich in Ihre Lage kommt, die gutbürgerlichen Hemmungen noch zu stark sind."

Da gibt er selbst mir ja die Handhabe, dachte Karl Alfred, aber das mit den gutbürgerlichen Hemmungen behagte ihm wieder nicht. Er, der alte S.-Rat, damals, 1918, der einzige Leutnant im Bataillon, der die rote Ehrenbinde trug, und nun Bourgeois — der Politiker in ihm ward wach! „Dies nun grade nicht, Herr Meyer-Gaewernoh", erwiderte er. „Aber bis heute habe ich es wirklich noch nicht nötig, auf Ihren Vorschlag anzubeißen. Ich bin in relativ guter Position, und wenn Sie Recht behalten mit Schuldenmachen und Pleitegehen," er lachte gezwungen, „dann ist immer noch Zeit, auf die Sache zurückzukommen."

„Ich dränge absolut nicht", sagte Meyer und gab seinem Gesicht einen ungewohnten Zug von behäbiger Gutmütigkeit. „Wir sind ja im Augenblick noch nicht auseinander angewiesen. Die Zeit arbeitet für mich, aber sehen Sie sich vor, nicht erst zu kommen, wenn es zu spät ist."

„Es wird nicht zu spät."

„Wenn Sie mich sprechen wollen, Dienstags, Freitags und Sonnabends abend Malepartusstraße. Im übrigen", und er riß einen Zettel aus dem berühmten Notizbuch, das schon für den ersten Brief an Karl Alfred gedient hatte und schrieb: „Von 8 Uhr morgens bis mittags um 12 jeden Tag."

Toppidi las: Bärenkeller, Behrenstraße 244.

„Kommen Sie ruhig und fragen Sie nach dem langen Gustav. Sie brauchen keine Bange zu haben. Es tut Ihnen keiner was."

„Hätte ich Knast, säße ich nicht hier", sagte Toppidi mit selbstbewußter Ruhe.

„Haben Sie recht. Jetzt aber: Nach dem Dienst Schnaps, wie mein Hauptmann immer sagte. Thema ex, wie es in der geheimen Schülerverbindung hieß. Ihr ganz besonderes Wohl."

„Prost, Herr Meyer."

Und sie tranken sich freundschaftlich zu, als kennten sie sich seit Monaten . . .

Nach anderthalb Stunden ging Karl Alfred Toppidi den Kurfürstendamm herunter dem Wittenbergplatz zu. Meyer-Gaewernoh hatte sich in Richtung Halensee in die Büsche geschlagen. „Sie sind nicht mein einziger Klient", sagte er zum Abschied.

Das Nachtleben war im vollen Gange. Die Autos stauten sich förmlich vor Dielen und Schlemmerlokalen. Lichtkegel schob hinter Lichtkegel. Man hörte die Sprachen aller Nationen, und aus dem Pelzwerk dieser Frauen, die aus Gewerbe oder aus Gefühl alle in ihren Zielen sich einig waren, aus ihrem Gang, dem Spiel ihrer Blicke und den Linien ihrer Münder zog ein Fluidum, das benebelte.

An den Ecken flüsterte es von Kokain und Nacktänzen, Zeitungshändler boten im geheimen ohzöne Postkarten aus, in der Tauentzienstraße wiegten sich Knaben mit Weipentaillen, geschminkten Wangen und von Atropin glänzenden Augen, und dazwischen schrien die Plakate der Kinos und Varietés, winkten die gedämpften Lampen der kleinen Likörstuben. Das, was die Menschheit Laster nennt, bot sich in jeder Form und Gestalt, und in den Luxus dieses Viertels von Groß-Berlin reckte das Elend des Jahres 1921 nur ganz selten die drohende Faust hinein, wenn der Blick auf zerlumpte Frauen fiel, die mit hungernden Kindern in Hausfluren hockten, und die Hand Krieg und Verelendung zu bannen vermeinte, wenn sie einem Krüppel einen Markschein zuwarf.

Karl Alfred stieg in die Untergrundbahn, angekelt und angezogen zugleich. Das war ja das Verrückte in diesem Berlin. Es stieß ab und lockte doch. Und ließ man sich locken, so fing es einen ein.

Dieser Kerl, der Meyer-Gaewernoh, der stand über den Dingen. Beneidenswerte Leute: Was die anderen sagen, was schiert es uns? Wir haben schwimmen gelernt, und fängt uns mal so ein Fischer von Staatsanwalt, schlüpfen wir ihm über kurz oder lang doch wieder davon durch irgendeine Masche seines Netzes!

Sie hatten sich über tausend Dinge unterhalten, über den Reichskanzler Fehrenbach und das Gesetz über die Waffenablieferung, über den Niedergang der Mark und die Teuerung. Sonderbar: Politisch ganz rechts und in der Praxis das, was der Bürger unter „Kommunist" verstand. Freilich, bei einem Mann, der scheiterte, weil es kein Offizierkorps mehr gab, war es im Grunde nicht einmal verwunderlich! Und vor allem kein Fanatiker, kein Kappist. „Politik ist mir im Grunde wurscht, aber man macht sich doch seine Gedanken!" Erträglicher Standpunkt!

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Spielkarten

Ihr Ursprung und ihre Geschichte

Wer mit offenen Augen durchs Leben geht und Gelegenheit nimmt, teilnehmend und mitfühlend in verschiedene Häuslichkeiten einen Blick zu tun, der wird erstaunt sein zu sehen, wieviel Kummer, Leid und Sorge die Leidenschaft des Spiels, namentlich des Kartenspielens, auch heute noch, in der Zeit der Aufklärung, verursacht.

Man braucht nicht gleich so weit zu gehen wie der englische Philosoph Johann Locke (1632 bis 1704), der da meinte, nur müßige und gedankenleere Köpfe sollten sich am Kartentisch die Zeit vertreiben; denn sicher ist das „Spiel zum Vergnügen" eine wohlverdiente Pause und Abwechslung im täglichen Ernst des Lebens. Doch wird es erst zur Beschäftigung, zur Leidenschaft und zur Gier nach Bereicherung, nach fremdem Besitz, dann ist meistens schon der eigene Seelenfriede und der der Familie vollständig verspielt.

Das vielfach mühsam erworbene und zusammengehaltene Heim, in dem die sorgende Hausfrau sich abrackert, ist dem Spieler eine öde, haßenswerte Umgebung. Zu ihr fühlt er sich nicht wohl. Nur die Räume, in denen der Spieltisch tonangebend ist, sind ihm sein Element. Irgendwelche Verpflichtungen seiner Familie und seiner Häuslichkeit gegenüber kennt er nicht, will er auch nicht kennen; denn reizend für ihn sind nur die „schwarzen und roten Buben" des „Bruders des Teufels" und lockend nur die „Damen des Spiels", die der trügerische Zufall lüdernd ihm in die spielfiebernden Finger drückt. — Allem Schönen und Erhebenden ist er abhold. Ihm ist es gleichgültig, ob draußen der Winter mit umkleidendem Schnee die Erde deckt oder die Natur im Frühling verjüngend neues Leben hervorsprießen läßt.

So verkommt er allmählich; moralisch und wirtschaftlich; verschlossen gegen Tugend, Menschlichkeit und Zukunft; ein Zerstörer des Glücks seiner Familie und ein lebender Beweis dafür, daß die Spielleidenschaft, wie jede Leidenschaft überhaupt, die Bankrotterklärung des menschlichen Geistes ist.

Die Menschheit hätte m. E. nichts verloren, wäre im Gegenteil wohl gar um einige Grade glücklicher, wenn sie die Spielkarten nicht kennengelernt hätte.

Wem ihre Erfindung zuzuschreiben ist, entzieht sich unserer Kenntnis. Aller Wahrscheinlichkeit nach stammen sie aus dem Orient; denn die Namen „naibi" oder „naipes", die sie anfänglich in Italien und Spanien führten, bedeuten in den morgenländischen Sprachen soviel wie „Wahrsagung". Das läßt darauf schließen, daß sie astrologischen Ursprungs sind, worauf noch hingedeutet werden wird.

Woher indessen die Orientalen die Kenntnis des Kartenspiels nahmen darüber schweigt die Geschichte. Wir wissen nur, daß die Japaner und Chinesen schon von unseren eigentlichen Karten mit elfenbeinernen oder hölzernen Täfelchen spielten, die mit allerlei Figuren bemalt waren. Auch das steht fest, daß die Spielkarten in Europa schon im 13. Jahrhundert gebraucht wurden; denn bereits im Jahre 1300, also geraume Zeit vor der Vervielfältigung durch den Druck (1423), bildeten die Kartenmacher in Deutschland Innungen. Schon aus diesem Grunde ist die neuere Annahme irrig, die die Spielkarten, auf Grund alter Kupferstiche, als deutsche Erfindung bezeichnet, und ihre früheste Entstehung in das Jahr 1446 verlegt.

Es ist möglich, daß die Spielkarten durch die Zigeuner im Abendlande bekannt geworden sind. Diese Annahme wurde bisher stark bezweifelt, weil man der Meinung war, daß die Zigeuner erst im fünfzehnten Jahrhundert hier erschienen seien. Da sie aber, wie aus einem Gnadenbrief Wilhelms des Löwen hervorgeht, bereits im Jahre 1165 in Schottland bekannt waren, ist die entsprechende Annahme nicht mehr so unwahrscheinlich, obwohl genauere Beweise dafür nicht beizubringen sind.

Eigentümlicherweise stammt auch das erste bis jetzt bekannte Verbot des Kartenspiels aus England. Die Synode von Worcester z. B. verbot schon 1240 dem Klerus (!) die anstandswidrigen Spiele, u. a. das vom König und der Königin. Eine Verordnung des französischen Königs Ludwigs IX., den man den Heiligen nennt, untersagte das Kartenspiel 1254 bei der Strafe des Ausspeitschens, und in einer Schrift des Italieners Piozzo di Sandro, aus dem Jahre 1299, werden die Spielkarten ausdrücklich genannt.

Auch in den Statuten des spanischen Ordens Calatrava des Jahres 1381 werden sie unter der lateinischen Bezeichnung „paginae" (= ein Spiel Karten) erwähnt. 1378 sind sie, nach der Regensburger Chronik, durch einen fürstlichen Erlaß verboten und aus dem Jahre 1387 stammt ein gleiches Verbot von Johann I. von Kastilien.

Durch alle diese Daten ist die allgemeine Behauptung widerlegt, die da angibt, daß die ersten Karten die gewesen seien, die 1392 von dem Maler Jacquemin Gringonneur in Gold und Farben für den schwachsinnigen, französischen König Karl VI. hergestellt worden waren. Diese Behauptung, die von dem französischen Jesuiten Menstrier stammt, ist aber auch schon insofern unhaltbar, als aus dem Jahre 1391 ebenfalls ein Verbot Karls VI. bekannt ist, nach dem bei zehn Sous Strafe alle Spiele untersagt waren — darunter auch das Kartenspiel —, durch die seine Untertanen verhindert wurden, sich in den Waffen zur Verteidigung des Königreichs zu üben.

Um diesen Befehl zu umgehen, wurde auf Veranlassung eines Höflings Lahire den Spielkarten, die bis dahin meist den „Totentanz" — ein Sinnbild des menschlichen Lebens — dargestellt hatten, die Form eines Kriegsspiels gegeben.

Unter den vier Königen dachte man sich u. a. David, Alexander, Cäsar und Karl den Großen, also das Reich der Juden, Griechen, Römer und Franken. Unter den Damen oder Königinnen verstand man Argine (das ist die anagrammatische Buchstabenumstellung des lateinischen „regina" (= Königin), Esther (oder Rahel), Judith und Pallas, also: hohe Geburt, Frömmigkeit, Tapferkeit und Weisheit. Die Buben stellten die Diener oder Knappen der Ritter oder Könige vor, die man mit verschiedenen Persönlichkeiten in Verbindung brachte.

Als dann, wie bereits erwähnt, 1391 das Kartenspiel in Frankreich verboten wurde, sollte „Herz" (Coeur) den Mittelpunkt einer Scheibe bedeuten, „Eckstein" (Carreau) die viereckige Pfeilspitze, „Schippen" (Pique) die Lanzenspitze und „Kreuz" (Trefflé) das Degenstichblatt.

Merkwürdig ist es, daß das Kartenspiel ursprünglich schon aus 52 Blättern bestand, welche Zahl ohne weiteres an die 52 Wochen des Jahres erinnert. Auch die andere zahlenmäßige Einteilung des Spiels entspricht fast genau der schon in ältesten Zeiten bekannten Einteilung des Jahres; denn die sogenannten vier Farben — eigentlich sind es ja nur zwei — entsprechen den vier Jahreszeiten zu je einem Vierteljahr mit 13 Wochen. Nimmt man für die Bilder Bube, Dame und König die Zahlen 11, 12, 13 und addiert alle Zahlen einer Farbe — das As als eins gezählt —, so erhält man 91, was genau der Tageszahl eines Vierteljahres entspricht. Folglich ergeben die vier Farben oder die vier Jahreszeiten die Summe von 364 Tagen, also — soweit es bei der Verteilung möglich ist — fast genau die Zahl der Tage eines ganzen Jahres.

(Fortsetzung folgt)

Nachts

Von Hans Gatkmann

Die Nacht weht Sterne in die Einsamkeit der Hütten,
die sind im Traum der Schläfer aufgeblüht
und wollen dunkler Tage Angst verschütten
und leuchten über allen, die zerschlagen sind und müd.

Die Schläfer liegen mit ganz tief versunkenen Schläfen
gebettet in ein weiches Paradies.
So feierlich, als ob sie nie mehr Stürme träfen
und nie ein Leid sie in den Abgrund stieß.

Die Brüste gehen unter den zerdrückten Kissen
wie Gottes Orgel wohl im Frühling geht,
im leisen Heben und Sichsenkenmüssen
der Luft, die über sonnigen Bergen steht.

Die Augen wandern trunken an entträumten Küsten.
Aus keiner Tiefe bricht ein Menschenschrei.
Als wenn sie nichts vom Tode wüßten,
stehen die Herzen aufgetan und feierlich dabei.

Die Nacht ist tröstlich. Und sie dreht die Stunden
langsam und träumerisch im Sternenfall.
Wir schauen aus der kleinen Blutqual unserer Wunden
morgen geläutert und versöhnt ins All.